

Karel van het Reve: *Het geloof der kameraden. Kort overzicht van de communistische wereldbeschouwing.* Amsterdam: G. A. van Oorschot, 1969.

Übersetzung: Gerd Busse

gerd.busse@het-bureau.eu

– Fragmente, S. 5-13, S. 118-134 –

Einleitung

Das vorliegende Buch entstand aus einer Reihe von Vorträgen an der Reichsuniversität Leiden, gehalten vor Studenten bzw. im Rahmen der *Series lectionum*, die als Vorlesung unter dem Titel *De principiis doctrinae marxianae-leniniana*e angekündigt wurde. Dies ist eine fast wortwörtliche Übersetzung des russischen *Ob osnovach marksizma-leninizma* – „Über die Grundlagen des Marxismus-Leninismus“ –, einer Vorlesung, die auch an russischen Universitäten gehalten wird und von den Studenten als die langweiligste Lehrveranstaltung betrachtet wird, die sie kennen.

Die Lehrsätze dieses Marxismus-Leninismus, die, wie zu hören ist, einem Drittel der Weltbevölkerung, die ein Viertel der Erdoberfläche bewohnt, fast tagtäglich unterrichtet werden, sind außerhalb der kommunistischen Welt nur wenigen bekannt. Leser, die schon einmal in Russland waren, werden sich vielleicht erinnern, dass man dort entlang der Eisenbahnstrecke gelegentlich die in Blumen oder Steine gefasste Parole *Da zdravstvuet marksizm-leninizm!* antrifft – eine Losung, die uns schon gleich etwas über eine der wichtigsten Eigenschaften dieser Weltanschauung lehrt: ihre sehr große Aggressivität. An dieser Losung allein lässt sich bereits erkennen, wie sehr die im Westen gängigen Doktrinen in die Defensive geraten sind. Man wird nicht oft, wenn man im Zug sitzt und durch Dordrecht fährt, ein Schild mit „Es lebe der Heidelberger Katechismus!“ oder, südlich unserer großen Flüsse, „Ein Hurra dem Papst!“ oder in Wassenaar eines mit „Es lebe das freie Spiel der gesellschaftlichen Kräfte. Der Aktionär gewinnt!“ stehen sehen. Selbst am Giebel des Hauptquartiers der Sozialdemokraten hängt meines Wissens immer noch kein Transparent mit der Aufschrift „Weg mit Willem Drees und Willy Brandt! Es lebe die DDR!“

In offiziellen Darstellungen der kommunistischen Lehre finden wir diese Aggressivität in der stets wiederholten Versicherung, dass die Lehre richtigliege, das Resultat der größten gedanklichen Leistung in der Menschheitsgeschichte darstelle, ihre Thesen wissenschaftlich bewiesen seien und alle, die an der Richtigkeit dieser Thesen zweifeln, Unrecht hätten und oft von sehr bedenklichen Motiven geleitet würden. Insbesondere werden die *Kenntnis* der Lehre

und ihre *Befolgung* als zwei Dinge betrachtet, die für einen anständigen Menschen nahezu identisch sind. Jemand, der die Lehre zur Kenntnis genommen hat und nicht zu ihrem Anhänger geworden ist, hat entweder die Lehre nicht begriffen oder aber einen schlechten Charakter – denn wie könnte man sonst Bekanntschaft mit der Wahrheit machen und ihr nicht folgen?

Um dem Leser eine richtige Vorstellung vom Marxismus-Leninismus zu geben, müsste diese Abhandlung eigentlich alle paar Seiten durch die Mitteilung unterbrochen werden, dass der Marxismus-Leninismus die vornehmlichsten Rätsel des Seins gelöst hat und andere Weltanschauungen im Grunde keine Ahnung haben, wie die Welt funktioniert. Aus humanitären Gründen wurde davon abgesehen. Der Leser tut jedoch gut daran, fortwährend von der unumstößlichen Tatsache durchdrungen zu sein, dass der Marxismus-Leninismus die einzig richtige Interpretation der mannigfaltigen Phänomene der uns umringenden Welt gibt.

Der Begriff „Marxismus-Leninismus“ erinnert an zwei Männer, die bei der Entstehung und in der Geschichte dieser Doktrin eine Rolle gespielt haben, nämlich an Dr. Karl Heinrich Marx, einen deutschen Gelehrten, geboren 1818 in Trier und gestorben 1883 in London, sowie an Wladimir Lenin, einen russischen Politiker, Gründer der Sowjetunion, der von 1870 bis 1924 lebte. Andere, die am Zustandekommen der heutigen Ausprägung des Marxismus-Leninismus mitgewirkt haben, sind u.a. Marx' Freund und Mitarbeiter Friedrich Engels, ein Industrieller aus dem Rheinland (1820–1895), der deutsche Sozialdemokrat Karl Kautsky (1854–1938) als bedeutendster Exeget der beiden, Georgij Plechanow (1856–1918), den man auch den „Vater des russischen Marxismus“ nennt, sowie Nikolai Bucharin (1888–1938), der wichtigste Theoretiker aus der Sowjetperiode.

Nun ist es nicht die Absicht dieses Buches, den Leser mit der Geschichte dieser Lehre zu befassen, mit dem Anteil, den die oben erwähnten Männer an ihrer Entstehung hatten, oder mit dem Einfluss, den sie aufeinander gehabt oder den wiederum andere Autoren auf sie ausgeübt haben. Beabsichtigt wird lediglich, den Leser mit den Prinzipien der Lehre selbst vertraut zu machen – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Eine Schwierigkeit bereitet dabei die Tatsache, dass die Lehre nicht ganz und gar unveränderlich ist, oder, anders gesagt, dass man in Moskau an der als unveränderlich präsentierten Doktrin von Zeit zu Zeit Änderungen vornimmt, um anschließend über die derart revidierte Lehre mit Nachdruck zu behaupten, dass sie schon immer so gewesen sei und nur Böswillige dies bestreiten können. So gibt es im ökonomischen Teil der Doktrin einen Lehrsatz, den man auch die *Verelendungstheorie* nennt und der darauf hinausläuft, dass sich unter dem Kapitalismus die materielle Position der Arbeitnehmer zunehmend verschlechtert. Dieser Lehrsatz, im 19. Jahrhundert von Marx

formuliert, hat einiges an Staub aufgewirbelt. Nun finden wir in einem maßgeblichen russischen Handbuch aus dem Jahre 1954 den folgenden Passus: „Im 20. Jahrhundert liegt der Reallohn der Arbeiter in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien und anderen kapitalistischen Ländern auf einem niedrigeren Niveau als um die Mitte des 19. Jahrhunderts“. Im Jahre 1958 ist dieser Passus aus dem Handbuch verschwunden, und in einer Neuauflage des Handbuchs von 1959 lesen wir: „Nur Lästermäuler und Fälscher können behaupten, dass der Theorie Marx' und Engels' zufolge der augenblickliche Lebensstandard in allen kapitalistischen Ländern niedriger sein muss als der, sagen wir, zu Beginn des 20. Jahrhunderts.“

Neben solchen chronologischen gibt es auch regionale Unterschiede. Die in Jugoslawien vorgeschriebene Interpretation des Marxismus-Leninismus weicht hier und da von der russischen ab, und das gilt auch für die chinesische. Das alles wäre nicht so schlimm, würden wir bei unseren Studien auf die kanonischen Werke zurückgreifen können, die sowohl von Russen als von Jugoslawen, sowohl von Albanern als von Chinesen verehrt werden. Viele westliche Publikationen über den Marxismus-Leninismus suchen ihr Heil in dieser Richtung. Dagegen lassen sich jedoch zwei Einwände erheben. Zum einen ist es ein großer Fehler – der bereits in der Kulturgeschichte sehr viel Missverständnisse verursacht hat –, eine in der Gesellschaft wirksame Denkrichtung nach den Schriften derer zu beurteilen, die dieser Denkrichtung den Namen verliehen. Will man den Einfluss Freuds auf die westliche Kultur studieren, kann man die Werke des Meisters selbst am besten geschlossen lassen. Denn es sind nun einmal die selektiv ausgewählten, vereinfachten, durch den Gebrauch deformierten Ideen der „großen Männer“, die, wie Julien Benda richtig bemerkt, „constituent l’histoire des idées, en tant que les idées jouent un rôle dans l’histoire des hommes et non dans celle de quelques solitaires“. Dies ist einer der Einwände gegen den Rückfall auf die Kirchenväter.

Der andere Einwand ist folgender: Der heutige Kommunismus ist, um einen etwas simplifizierenden Vergleich anzustellen, ein „katholisches“ und kein „protestantisches“ System. In einem „protestantischen“ System kann ein Gläubiger sich auf die Heilige Schrift als höchste Autorität berufen. In einem „katholischen“ System besitzt die Heilige Schrift nur Autorität, wenn und insofern sie von der Amtskirche interpretiert wird. Dies Letztere nun ist in der kommunistischen Welt der Fall. Die kommunistische Lehre existiert nur insoweit, wie sie die offizielle Interpretation einer wechselnden Anzahl kanonischer Schriften ist. Will man diese Lehre beschreiben, muss man irgendeiner offiziellen Interpretation und nicht den kanonischen Büchern folgen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes versucht, die Gefahren einer „historischen“ Herangehensweise zu vermeiden. Bis auf einige der Neugierde halber unternommene historische Seitensprünge sollen die Äußerungen Marx', Engels', Lenins *e tutti quanti* nur zitiert werden, insofern sie in der heutigen Lehre auftreten, und dann zusammen mit der Interpretation, die ihnen die heutige Lehre gibt. Was die regionalen und temporalen Unterschiede betrifft, so war der Verfasser lediglich bestrebt, die Grundprinzipien *der* Lehre zu erläutern, die zwischen 1960 und 1970 in Moskau verkündet wurde. Die Beurteilung dessen, inwieweit es ihm gelungen ist, diese Prinzipien getreulich wiederzugeben, steht ihm nicht zu. Der zur Überprüfung geneigte Leser sei auf die ausführlichen und systematischen Darstellungen der Lehre verwiesen, wie sie von Zeit zu Zeit in Moskau erscheinen, insbesondere auf *Osnovy marksistskoj filosofii* (Moskau, Akademie der Wissenschaften, 1962, 656 S.), *Osnovy marksizma-leninizma* (Moskau 1962, 784 S.), *Dialektičeskij materializm* (Moskau 1962, 472 S.), das *Filosofskij slovar'* von Rozental' und Judin, deren unterschiedlichen Auflagen eine Vorstellung von den Akzentverschiebungen innerhalb der Lehre geben (1939, 1940, 1951, 1954, 1963, 1968), sowie die *Filosofskaja enciklopedija* (Moskau 1962-), von denen bei Drucklegung des vorliegenden Buchs vier Bände erschienen waren. Wer kein Russisch beherrscht, kann seine Zuflucht zur deutschen Übersetzung der *Osnovy* (*Grundlagen des Marxismus-Leninismus*, Berlin 1960), zu der vortrefflichen Zusammenfassung dieses Buchs von Gustav Wetter und Wolfgang Leonhard (*Sowjetideologie heute*, Fischer Bücherei 1962, 2 Bände), dem *Kleinen Textbuch der kommunistischen Ideologie* von Helmut Fleischer (Dordrecht 1963) oder, was die Philosophie betrifft, zum *Soviet Russian dialectical materialism* von Bocheński (Dordrecht 1963) nehmen.

Wer über diese Materie schreibt, setzt sich noch weiteren als den oben skizzierten Gefahren aus. Der Autor der vorliegenden Übersicht ist sich dessen bewusst, dass er ihnen wohl nicht allen entkommen ist. Manchen von ihnen, wie etwa der Gefahr, die eine polemische Haltung im Hinblick auf den zu behandelnden Stoff mit sich bringt, hat er zumindest ins Auge gesehen. Manche westlichen Darstellungen der Lehre haben die Neigung, leicht in Kritiken am kommunistischen Regime oder Beschuldigungen des Verrats dieses Regimes an der Lehre, so wie diese ursprünglich ausgesehen haben muss, auszuarten. Bücher westlicher Kommunisten oder Sympathisanten haben wiederum den Nachteil, dass die Autoren, um die Lehre für den westlichen Leser genießbar zu machen, dazu neigen, eigenmächtig Varianten und Hilfskonstruktionen anzubringen, die man in der Originalversion nicht antrifft. Ein Nachteil wiederum anderer westlicher Publikationen besteht in der Neigung ihrer Verfasser, hinter verschiedenen Lehrsätzen mehr zu suchen, als in ihnen enthalten ist.

Sie glauben, dass Dinge wie die „gegenseitige Durchdringung der Gegensätze“, der „Umschlag der Quantität in Qualität“ oder die „Arbeiteraristokratie“, mit denen es bei Lichte betrachtet nicht so besonders viel auf sich hat, mehr bedeuten müssen, als man im ersten Moment denken würde. Sie stellen alles auf den Kopf – und marschieren dabei natürlich gern in „historischer“ Richtung los, indem sie beispielsweise im „jungen Marx“ graben – um dieses „Mehr an Bedeutung“ zu finden, dabei unrichtigerweise unterstellend, dass sich dort, wo man Worte hört, auch etwas denken lassen muss. Sie haben nicht die Kraft, der tatsächlich auch erschreckenden Wahrheit ins Auge zu sehen, dass eine Lehre, an die Millionen glauben und der manchmal sehr gebildete Menschen anhängen, Sätze enthält, deren Unredlichkeit jedes Kind erkennen kann.

Folgendes zur Gliederung des Buches: Nacheinander werden, mehr oder weniger in der offiziellen Reihenfolge, der dialektische und der historische Materialismus behandelt (die ersten drei Kapitel), danach die ökonomische Lehre, der Klassenkampf sowie die Lehre über die Partei, und anschließend die kommunistische Gesellschaft, die, wie wissenschaftlich bewiesen ist, zwischen 1970 und 1980 in der Sowjetunion entstehen wird. Als Beispiel der Anwendung des dialektischen und historischen Materialismus auf einem bestimmten Gebiet folgt dann ein Kapitel über die marxistisch-leninistische Ethik. Im neunten Kapitel werden „Reststücke“ behandelt: „Ismen“, die in kommunistischen Schriften oft zur Sprache kommen und deren Definitionen offiziell zur Lehre gerechnet werden. Schließlich wurde in einem letzten Kapitel versucht, eine Auflistung der reizvollen Seiten dieser Weltanschauung zu geben.

Ein Buch dieses Umfangs kann nicht vollständig sein; wer bestimmte Lehrsätze vermisst, sei auf die oben genannten Handbücher verwiesen.

Eine Frage, die in diesem Buch nicht weiter zur Sprache kommt, ist die, inwieweit die Genossen tatsächlich an diese Lehre glauben. Hier müssen wir zwischen westlichen Anhängern der Lehre und Bürgern kommunistischer Länder unterscheiden. Was die erste Kategorie betrifft, so lässt sich feststellen, dass jemand, der Mitglied einer kommunistischen Partei wird, erachtet werden kann, die Weltanschauung dieser Partei zu akzeptieren. Natürlich besitzt die Mehrheit der Mitglieder nur eine sehr vage Vorstellung von der Lehre. Andererseits ist die kommunistische Bewegung eine der Bewegungen, deren Mitglieder verhältnismäßig viel über ihre eigene Lehre wissen. Interviewt man ein durchschnittliches Mitglied der Kommunistischen Partei der Niederlande, wird man mehr von den in diesem Buch besprochenen Themen wiederfinden, als man bei einem Mitglied der linksliberalen D'66 an ideologischem Ballast antrifft – natürlich auch deshalb, weil diese Partei sehr viel

weniger ideologischen Ballast hat, aber dennoch. Was die kommunistischen Länder, und insbesondere die UdSSR betrifft, liegt die Sache anders. In den sechziger Jahren konnte man vor allem in Russland einen ansehnlichen Glaubensrückgang beobachten. Es gibt verhältnismäßig viele russische Intellektuelle, denen der Marxismus-Leninismus rein gar nichts mehr bedeutet. Für den Verfasser ist es ein sonderbarer Gedanke, dass, je mehr er mit den Arbeiten am vorliegenden Buch voranschritt, die Anzahl der Anhänger der darin beschriebenen Lehre stetig abnahm – ein Fall von *harmonia praestabilita*, wenn man so will. Dem steht jedoch gegenüber, dass es natürlich in der Sowjetunion und weit darüber hinaus immer noch sehr viele Menschen gibt, von denen behauptet werden kann, dass sie aufrecht an die Richtigkeit dieser Lehre glauben. Es sind besonders diese Gläubigen, die den Autor der vorliegenden Abhandlung interessieren, wobei man im Auge behalten muss, dass es häufig die Besten sind, die am längsten, tiefsten und treuesten glauben.

[...]

Die Kommunistische Partei

Ein wichtiger Unterschied zwischen der kommunistischen Bewegung und anderen politischen Gruppierungen, die die Gesellschaft verändern möchten, besteht darin, dass diese anderen Bewegungen solch eine Veränderung als etwas *Erstrebenswertes* propagieren und nur aufgrund dessen, dass es erstrebenswert ist, das Publikum dazu aufrufen, ihren Wunsch zu unterstützen. Die kommunistische Lehre proklamiert jedoch die historische *Unvermeidbarkeit* des Herannahens der von den Kommunisten angestrebten Gesellschaftsordnung. Es sei „wissenschaftlich bewiesen“, dass die gesamte Menschheit in Zukunft in einer kommunistischen Gesellschaft leben werde. „Die geniale Entdeckung von Marx“, schreibt der russische Publizist Sinjowski, „besteht darin, dass es ihm zu beweisen gelang, dass das irdische Paradies, von dem viele vor ihm geträumt hatten, das Ziel war, das das Schicksal selbst der Menschheit vorherbestimmt hatte. Aus der Sphäre des sittlichen Strebens einzelner Personen (wo bist du, goldenes Zeitalter?) ging der Kommunismus mithilfe von Marx in das Gebiet der allgemeinen Geschichte über, die seither eine ungekannte Wirksamkeit erhalten hat und sich in die Geschichte der Menschheit auf dem Weg zum Kommunismus gewandelt hat.

Alles passte da plötzlich zusammen. Eine eiserne Notwendigkeit, eine strenge hierarchische Ordnung legte dem Lauf der Geschichte Fesseln an. Der Affe, der sich auf die

Hinterbeine stellte, begann damit seinen Siegeszug in Richtung Kommunismus. Die primitive Gesellschaft ist notwendig, um die Sklavenhaltergesellschaft hervorzubringen; die Sklavenhaltergesellschaft ist notwendig für das Auftreten des Feudalismus; wir benötigen den Feudalismus, um den Kapitalismus entstehen zu lassen; der Kapitalismus ist wiederum notwendig für die Entstehung des Kommunismus.“

„Wenn man“, fährt der für diese Ausführungen mit sieben Jahren Zwangsarbeit bestrafte Sinjowski fort, „jemanden aus dem Westen fragt, wofür die Große Französische Revolution notwendig war, erhält man die unterschiedlichsten Antworten. Der eine wird, denke ich (oder vielleicht scheint es mir nur so?) antworten, dass sie notwendig war, um Frankreich zu retten, ein anderer: um die Nation in einen Abgrund moralischer Prüfungen zu stürzen, ein Dritter wird sagen, dass die Französische Revolution die wunderbaren Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Welt etabliert hat, ein Vierter wird einwenden, dass die Revolution überhaupt nicht notwendig war. Aber frage einen willkürlichen Sowjetschüler, um von gebildeteren Leuten ganz zu schweigen, und er wird Ihnen eine eingehende und vollständige Antwort geben: Die Große Französische Revolution war notwendig, um dem nahenden Kommunismus den Weg zu bahnen und den Kommunismus dadurch näher zu bringen.“

Diese Sichtweise hat sehr große Vorteile. Der Kampf für ein Ziel, das vielleicht nicht erreicht werden wird, lockt nur wenige an. Der Mensch kämpft gern, wenn ihm dabei die Gewissheit des Siegs vor Augen gehalten wird. Obwohl exakt ebenso viele Schlachten gewonnen wie verloren werden, kommt es nur sehr selten vor, dass diejenigen, die die Menge zum Kampf ermuntern (Minister, Generäle, Journalisten, Historiker), hinzufügen, dass der Kampf vielleicht verloren wird. Nur sehr wenige Anhänger der kommunistischen Lehre haben sich jemals durch dieses schon sehr merkwürdige Zusammentreffen unangenehm berührt gefühlt, dass der *erstrebte* und der historische *unabwendbare* Lauf der Geschichte hier identisch ist. Nur sehr wenige haben die Neigung, nach einer ursächlichen Verbindung zwischen dem Erstrebten und dem Proklamieren der Unabwendbarkeit zu suchen – wie auch nur sehr wenige Christen die Lehre von der ewigen Seligkeit, die sie, wenn sie sich ordentlich benehmen, *post mortem* erwartet, in Verbindung mit der einfachen Tatsache bringen, dass für die meisten Menschen die ewige Seligkeit verlockender ist als der Tod oder die ewige Verdammnis. Beim Christentum hat dieses Zusammentreffen des Erstrebenswerten und des Vorherbestimmten übrigens eine vertretbare Seite, weil man es so sehen kann, dass der Allmächtige es mit den Menschen aufgrund seiner Herzensgüte so gut enden lässt. Beim Marxismus-Leninismus ist diese Koinzidenz sehr viel blinder und unbegreiflicher: Es muss

doch schon sehr zufällig genannt werden, dass die Entwicklung der Menschheit laut den von Marx und Lenin nach jahrelangem universitärem und anderem Studium entdeckten historischen Gesetzen zu einer Gesellschaft führt, die vielen äußerst verlockend erscheint.

Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang oft gestellt hat, ist folgende: Wenn die von Marx entdeckten Gesetze der Geschichte so unabwendbar und „wissenschaftlich bewiesen“ zu einer kommunistischen Gesellschaft führen, warum machen sich seine Anhänger dann Sorgen und glauben, aktiv werden zu müssen? Denn schließlich „kommt der Kommunismus sowieso ...“

Die Antwort, die darauf meist gegeben wird, lautet, dass der Anbruch des Kommunismus zwar unvermeidlich ist, aber die Menschen, nach dem bekannten Ausspruch von Marx, dabei helfen können, die „Geburtswehen“ der neuen Gesellschaft zu verkürzen.

Das ist eine Antwort, die nicht gänzlich befriedigt. Man kann damit natürlich ein ganzes Stück weit kommen: Die Lehre hat „bewiesen“, dass die kapitalistische Gesellschaft kraft ihrer eigenen Gesetze dem Untergang geweiht ist und eine kommunistische Gesellschaft an ihre Stelle treten wird. Früher oder später geschieht dies unvermeidlich. Aber *wie* geschieht es eigentlich? Wir erinnern uns, etwas von „sozialer Revolution“ gelesen zu haben, von der Enteignung der Enteigner. Enteignung durch wen? Durch das Proletariat. Das Proletariat muss sich dazu organisieren. Die ganze Organisation, der Klassenkampf und die Revolution werden durch historische Gesetze „bestimmt“. Es ist nicht so einfach, hier die Aktivität der kommunistischen Partei herauszulösen und sie nicht durch historische Gesetze bestimmen, sondern von den „subjektiven“ Gefühlen derer abhängen zu lassen, die, wenn sie aktiv werden, den historischen Prozess beschleunigen, und wenn sie nicht aktiv werden, die Menschheit zehn, fünfzig, hundert oder fünfhundert Jahre später an diesem unabwendbaren Endpunkt ankommen lassen werden.

Wir betreten hier ein Terrain, auf dem jeder Bewegung, jedem Staat, jeder Partei oder Kirche mit einer deterministischen Weltanschauung viele heikle Fragen drohen – eine Weltanschauung, die lediglich propagiert, das, sagen wir mal: „Gute“ anzustreben, hat hier keine Schwierigkeiten. Es ist sinnvoll, das Gute zu propagieren und sich dafür einzusetzen, denn das ist der einzige Weg, ihm zum Sieg zu verhelfen. Doch wenn man sich mit dem Kampf für den Sieg des Guten beschäftigt und gleichzeitig die Unabwendbarkeit dieses Sieges proklamiert, wird die Sache natürlich schwieriger. Der Gewissheit des Sieges steht dann die Sinnlosigkeit des eigenen Einsatzes gegenüber. Das Christentum hat jahrhundertlang mit diesem Problem zu kämpfen gehabt: der Allmacht Gottes und des Menschen freiem Willen, zwei Dingen, die die Kirche beide benötigte (das eine, um ihre

Autorität zu stärken, das andere, um dem Ansporn der Gläubigen, zu tun, was die Kirche wollte, eine rationale Basis zu geben), die aber natürlich unvereinbar sind. Bei einer wirklichen Allmacht Gottes hat es keinen Sinn, jemanden anzuspornen oder ihn zu bestrafen beziehungsweise zu belohnen, denn er kann nicht anders. Kann er schon anders, fällt die Allmacht in sich zusammen.

Beim Christentum hat diese Problematik im Laufe jahrhundertelanger, natürlich sinnloser, aber hin und wieder doch interessanter Debatten seinen Niederschlag in einer Reihe von Theorien gefunden, die manchmal ziemlich ingeniös sind. Im Sowjetmarxismus ist sich die Mehrheit der Autoren, die mit dieser Sache befasst sind, der eigentlichen Problematik nicht bewusst, und manch mittelalterlicher Zeitgenosse würde über die schon sehr primitive Art und Weise schmunzeln, in der in russischen philosophischen Folianten diese Angelegenheit behandelt wird.

Neben einer philosophisch-moralischen Seite hat diese Frage auch noch eine praktisch-politische. Und eigentlich ist das erst der Punkt, an dem die Figur Lenins seinen Einzug in die nach ihm benannte Lehre hält.

Bei Marx heißt es in ziemlich vagen Begrifflichkeiten, dass das durch das kapitalistische Produktionssystem selbst geschulte und vereinte Proletariat die Enteigner enteignet wird. Lenin sagt dagegen etwas ganz anderes. Er ist der Meinung, dass die Arbeiterklasse, wenn man sie sich selbst überlässt, es niemals weiter bringen wird als zu einem Kampf um bessere Arbeitsbedingungen und höheren Lohn: Gewerkschaftskampf also, der nützlich und wichtig ist, aber nicht ausreicht, um die Macht zu erobern, den Kapitalismus zu stürzen und eine sozialistische Gesellschaft zu errichten. Soll es zu einer sozialistischen Revolution kommen, muss das Proletariat über zwei Dinge verfügen: eine marxistische Theorie und eine marxistische Partei. Diese zwei Dinge kann das Proletariat nicht selbst hervorbringen. Sie müssen ihm von außen gegeben werden, von Nicht-Proletariern, Intellektuellen vom Schlage Marx und Lenin, Leuten, die ihre Klassenvorurteile überwunden haben und denen es gelungen ist, sich zum Verständnis der Gesetzmäßigkeit des historischen Prozesses aufzuschwingen, der der Arbeiterklasse die Rolle der Totengräberin des Kapitalismus zugewiesen hat.

Zwei Dinge also, eine Theorie und eine Partei. Die Theorie findet man in diesem Buch dargestellt. Was die von Lenin gemeinte und gegründete Partei betrifft: Sie ist eine Partei *sui generis*, eine, nach Lenin, Partei „neuen Typs“.

Auch bei Marx und Engels ist die Rede von einer „Partei“. Doch mit dem Begriff ist eigentlich eine Partei im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts gemeint: eine Gruppe von

Leuten, die durch ein politisches Ziel, aber kaum durch organisatorische Beziehungen miteinander verbunden ist. Das berühmte *Manifest der Kommunistischen Partei* war das Manifest einer Partei, die nach heutiger Auffassung kaum existierte. Mehr noch: Im *Manifest* selbst konnte man lesen, dass die Kommunisten keine eigene Partei sein *wollten*. „Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien.“ Man könnte sagen, dass sich die Parteibildung der Arbeiterklasse bei Marx und Engels mehr oder weniger automatisch aus der Stellung der Arbeiterklasse ergibt. Und wenn die Parteibildung schon zur Gründung einer Organisation mit Statuten, Leitungsgremien und Kongressen führt, so hat diese Organisation einen ziemlich lockeren Charakter. Hinzu kommt, dass Marx und Engels als Parteiführer nie viel Erfolg gehabt haben und sich die erste marxistische Partei, die sozialistische Partei in Deutschland, eigentlich mehr oder weniger hinter ihrem Rücken entwickelt hat. Marx und Engels äußern sich in ihren Briefen manchmal mit sehr großer Verachtung sowohl über die sozialistischen Arbeiter („Knoten“) als auch über sozialistische Parteien („eine Bande von Eseln“). Diese Verachtung findet man bei Lenin nirgends. Bei ihm hängt alles eigentlich von der Partei ab. Ist sie nicht in Ordnung, kann der geschichtliche Prozess nicht stattfinden. Die Partei ist straff organisiert, wird von „Berufsrevolutionären“ geleitet und ist die „Vorhut“ des Proletariats, das heißt sie führt dieses Proletariat.

Die oben genannten zwei Dinge, die „historische Notwendigkeit“ der Herausbildung des Kommunismus und die äußerst wichtige Aufgabe, die die Geschichte der kommunistischen Partei zugewiesen hat, um dieses Ziel zu erreichen, machen die Partei tatsächlich zu einer ganz besonderen Partei, und zwar in folgender Hinsicht: Bei einer „normalen“ politischen Partei steht jede Aktion in einem bestimmten Verhältnis zur Wirklichkeit, zur „Erreichbarkeit“ des durch diese Aktion angestrebten Ziels. Eine kommunistische Partei jedoch „weiß“, dass sie schlussendlich – das heißt in nächster Zukunft – siegen wird, und auf diesen prädestinierten Endsieg nimmt sie gewissermaßen dauernd einen Vorschuss. Oder anders gesagt: Bei einer „normalen“ Partei (der Unterschied ist natürlich immer relativ und wird hier der Deutlichkeit halber ein wenig übertrieben) ist es so, dass die Aktivität abnimmt, je größer die Kluft zwischen der Aktion und der Erreichbarkeit des angestrebten Ziels wird. Bei einer kommunistischen Partei ist die Erreichbarkeit sozusagen historisch garantiert: Man nimmt bei einer solchen Partei eine konstante Aktivität wahr, die nicht von der Wirklichkeit abzuhängen scheint. Wo immer auf der Welt und in welchem Zeitabschnitt auch immer sich eine kommunistische Gruppierung befindet, müssen die Umstände schon sehr schlimm sein, wenn diese Gruppe nicht damit beschäftigt wäre, Sitzungen abzuhalten, Anträge anzunehmen, Beschlüsse zu fassen, Lenin zu lesen, Schriften

herauszugeben, Demonstrationen zu veranstalten, Reden vor Menschenmengen zu halten, Mitglieder zu werben, Schulungen zu organisieren – oder zumindest mit einem oder mehreren dieser Dinge. Es spielt keine Rolle, ob diese Gruppe aus Polarforschern, Guerillakämpfern in Vietnam, Professoren an der Sorbonne, Straßenbahnschaffnern in Amsterdam oder von der Gestapo verfolgten Kommunisten in Deutschland besteht. Für den nüchternen Zuschauer ähneln die oben aufgeführten Aktivitäten Zwangshandlungen, einem religiösen Ritual. Der Unterschied zur Religion ist jedoch der, dass sich rituelle Handlungen nicht auf das politische Leben beziehen – außer in relativ seltenen Fällen wie dem Segnen von Waffen, der Einweihung von Gebäuden, dem Salben von beziehungsweise dem Beten für Fürsten oder dem von der Kanzel herab Verkünden politisch angehauchter Behauptungen – wohingegen sich die kommunistische Zwangshandlung, so weit sie auch von der Realität entfernt sein mag, auf die Realität und ausschließlich auf die Realität bezieht.

Dieser sagen wir metaphysische, irreale beziehungsweise religiöse Charakter solcher sozialen Zwangshandlungen kann mit völliger Gleichgültigkeit und einem totalen Mangel an Reaktionen des Milieus einhergehen, in dem sich diese Handlungen vollziehen, und zu einer nahezu vollständigen Ausrottung der Handelnden (wie in Deutschland 1933-1945) führen. Dort aber, wo die Gesellschaft sozusagen nach einer propagierenden, organisierenden, ideologisierenden, Flugblätter verteilenden, Reden haltenden und Losungen formulierenden Aktivität verlangt – dort kann eine verhältnismäßig kleine Gruppe Kommunisten gerade wegen des Zwanghaften ihrer Handlungen zu einer starken Macht heranwachsen. Während andere, „realere“ politische Gruppen nicht recht wissen, was sie in einer bestimmten ungewohnten Situation machen sollen (die Niederlande während der Besatzung, Russland 1917), läuft die kommunistische Maschine automatisch weiter.

In den russischen Handbüchern [des Marxismus-Leninismus] wird über die Partei eine Sturzflut lobender Worte ausgegossen (sowohl im Tadeln wie im Loben bewegt sich der kommunistische Schreib- und Sprechstil außerhalb des zivilisierten Sprachgebrauchs): Sie steht dem Kapitalismus unversöhnlich gegenüber, lässt sich von den unverfälschten Prinzipien des Marxismus-Leninismus leiten, sie ist die „Lehrmeisterin und Führerin aller Werktätigen“.

Organisiert ist sie nach den Prinzipien des „demokratischen Zentralismus“. Der Begriff stammt aus dem Dezember 1905, taucht ab August 1917 in den Statuten der russischen Partei auf und hat sich später bei anderen kommunistischen Parteien eingebürgert. Unter demokratischem Zentralismus versteht man, dass alle leitenden Parteiorgane von unteren Organen oder Mitgliedern gewählt werden, dass all diese Organe in regelmäßigen Abständen denen, die sie gewählt haben, Rechenschaft ablegen müssen, dass alle Mitglieder

sich der Parteidisziplin unterwerfen müssen, dass die Minderheit sich vorbehaltlos der Mehrheit beugen muss und Beschlüsse der höheren Organe für die unteren absolut bindend sind.

Diese Prinzipien unterscheiden sich ein wenig von dem, was man in der kapitalistischen, bürgerlichen Welt einen normalen Verein nennen würde. Dort werden ebenfalls Leitungsgremien gewählt, die Rechenschaft über ihr Tun ablegen müssen. Auch dort finden sich Mitglieder mit Vereinsbeschlüssen ab und arbeitet die Minderheit bei der Umsetzung von Beschlüssen der Mehrheit mit. Und auch, dass Beschlüsse des Zentralvorstands für den gesamten Verein bindend sind, ist in unserer Welt kein ungewöhnliches Phänomen. Doch man spürt an der unverkennbar grimmigen Formulierung, worin die Unterschiede bestehen. In unseren Breiten ist es üblich, dass es innerhalb eines Vereins oder einer politischen Partei gegensätzliche Meinungen gibt. Ein Mitglied, eine Abteilung, ein örtlicher Vorstand kann die Meinung des zentralen Vorstands nicht teilen und dies zu erkennen geben, ohne dass der Zentralvorstand dieses Mitglied oder diese Abteilung gleich ausschließt. Die Statuten und das Programm eines „westlichen“ Vereins sind in unseren Augen, und meist auch in Wirklichkeit, ein Kompromiss, denn es gibt keine zwei Menschen, die der gleichen Meinung sind. Man wird hierzulande nicht nur Mitglied einer Partei, weil man mit bestimmten Aussagen dieser Partei einverstanden ist, sondern auch, *obwohl* man mit bestimmten Dingen *nicht* einverstanden ist. Nur wenige Mitglieder einer normalen politischen Partei in den Niederlanden werden beispielsweise dem Wahlprogramm ihrer Partei aus ganzem Herzen zustimmen, und wir würden es wohl als sehr unzivilisiert betrachten, wenn sich nach dem Kongress, auf dem das Programm mit der Mehrheit der Stimmen angenommen worden ist, ein Sprecher der Minderheit plötzlich mit großer Begeisterung zu den Programmpunkten äußern würde, gegen die er auf dem Kongress agiert und gestimmt hat. Bei uns liegen die Verhältnisse so, dass von so jemandem eine gewisse Zurückhaltung erwartet wird: eine loyale Umsetzung des Parteibeschlusses, eine Beteiligung am Wahlkampf, wenn er dies wünscht, wobei man dann von ihm erwartet, dass er seinen abweichenden Standpunkt zumindest während des Wahlkampfs hintanstellt.

Bei der kommunistischen Partei ist dies anders. Der Befürworter von Politik A wird, wenn die Partei beschließt, Politik B zu betreiben, mit großer Begeisterung Politik B verkünden und mit viel Hohn und großer Verachtung über die reden, die einst gedacht haben, dass Politik A die richtige sein könne. Falls er die Politik A jemals öffentlich verkündet hat, wird er mit viel Tamtam sein Unrecht eingestehen und nachdrücklich die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass er dank des weisen Parteibeschlusses die Falschheit seiner früheren

Meinung eingesehen hat. Das führt dazu, dass eine kommunistische Partei auf Außenstehende so oft den Eindruck eines menschenunwürdigen Irrenhauses macht – und es ist auch eine der Ursachen der großen Anziehungskraft, die eine solche Partei ausübt. Der „Zentralismus“ vermittelt so manchem Kommunisten ein Gefühl des Stolzes: Wir sind nicht so ein Haufen „bürgerlicher“, schlaffer, humaner Zauderer und Debattierer, der eigentlich selbst nicht wissen, was er will, sondern ein Bund engagierter Kämpfer, der gemeinsam *eine* Front bildet und weiß, dass Politik kein Ponyhof ist, dass, wo gehobelt wird, Späne fallen und man nun mal kein Omelett braten kann, ohne dabei Eier zu zerschlagen. Der Feind ist auch nicht so sanftmütig, und wir können uns den Luxus abweichender Meinungen nicht erlauben. Unsere Partei ist kein Debattierclub. Viele werden von diesem Schneid, von dem, was man das Pfadfinderhafte der kommunistischen Bewegung nennen könnte, aufs Stärkste angezogen. Es *verlangt* außerdem etwas von dem Parteigenossen. Wer bereit ist, Opfer zu bringen, findet hier seinen Platz, sowohl was die eigene Aufopferung als auch, was das Opfern anderer betrifft.

Sanftmütige und grundehrliche Leute fasziniert so etwas, sie empfinden diese Disziplin als eine historische Notwendigkeit. (Die Grenze zwischen Sanftmut und Blutrünstigkeit lässt sich übrigens nur sehr schwer ziehen: Das Akzeptieren bestimmter Dinge als abscheuliche Notwendigkeit liegt manchmal nahe an deren Genuss; die „historische Notwendigkeit“ macht den Genuss erst möglich. So mancher Massenmörder krümmte seinen Mitmenschen kein Haar, solange keine historische Notwendigkeit bestand. Nicht umsonst wurde Robespierre als unbestechlich bezeichnet. Himmler hat man, so scheint es, sogar nicht einmal ein Verkehrsdelikt zur Last legen können, und über Dserschinski wird der Jugend, die man Jahr für Jahr zwingt, Broschüren über ihn zu lesen, erzählt, und das wahrscheinlich nicht zu Unrecht, dass er ein Mann gewesen sei, der moralisch ohne Tadel war.)

Man vergesse hier auch nicht das menschliche Bedürfnis nach Loyalität, das sich befriedigen lässt, indem man sich den Kommunisten anschließt. Die Treue zu anderen, „normalen“ Parteien wird stets durch Vernunft, Ironie, Unglauben und Zögern gedämpft. In der kommunistischen Partei findet man ein Ventil für das, was George Orwell so scharfsinnig „nationalistische Gefühle“ genannt hat. Der durchschnittliche Intellektuelle ist ein ebenso dummes Herdentier wie der Rest der Bevölkerung. In zivilisierten Ländern wird es ihm jedoch von der in intellektuellen Kreisen vorherrschenden öffentlichen Meinung nicht gestattet, der Königin und dem Vaterland gegenüber loyal zu sein, der Fahne hinterherzulaufen, die Nationalhymne zu singen, Fürst und Vaterland, *right or wrong*, treu zu bleiben und mit ihnen durch dick und dünn zu gehen – auch wenn es an diesem Vaterland und

dem Fürsten durchaus das eine oder andere zu bemängeln gibt. Diese Art Gefühle kann so mancher Intellektuelle in unserer Gesellschaft nicht loswerden – und findet dann manchmal ein Ventil, ein Objekt für diese Gefühle in der kommunistischen Partei, die es ihm überdies noch erlaubt, weiterhin in der gebräuchlichen Weise an der in seinen Kreisen üblichen Skepsis gegenüber Königin und Vaterland teilzuhaben.

Es gibt einen sehr wichtigen Aspekt, der eine kommunistische Partei auch formal von einer normalen Partei unterscheidet, und das ist das Verbot der Fraktionsbildung, ein Verbot, das seit 1921 in Kraft ist. Alle Bestimmungen über freie Diskussion, „Demokratie innerhalb der Partei“, die Wahl von Leitungsgremien und die Rechenschaftspflicht der Leitungen den Mitgliedern gegenüber gehen durch dieses Verbot der Fraktionsbildung in Rauch auf. Das Wahl- und Beschlussrecht der Mitglieder eines Vereins steht und fällt schließlich mit ihrem Recht auf „Fraktionsbildung“, sprich: ihrem Recht auf die Bildung von Gruppen, die für einen bestimmten Kandidaten oder einen bestimmten Beschluss einzutreten, der der Führung vielleicht nicht behagt. Ein gegen die Führung gerichteter Beschluss kann schließlich schwerlich getroffen werden, wenn man nicht zunächst die Möglichkeit hat, darüber zu reden – auf einer Parteiversammlung oder einer Zusammenkunft von Dissidenten. So ist die Führung einer kommunistischen Partei eigentlich schon per definitionem allmächtig. Außerdem hat die Grenze zwischen Freiheit und Unfreiheit, die zwischen der Führung und dem Fußvolk liegt, rasch die Neigung zu verschwimmen, weil nämlich die Personen, die gemeinsam die Parteiführung stellen, selbst auch keine „Fraktionsbildung“ betreiben dürfen. Es ist also so, dass nicht nur dem einfachen Parteimitglied, sondern auch dem Parteiführer die Freiheit fehlt, die sie in einem „normalen“ Verein hätten: die Freiheit nämlich zu sagen, was sie wollen, ohne dass Maßnahmen repressiver Art gegen sie ergriffen werden.

„Jeder ist frei, alles zu schreiben und zu sagen, was er will, ohne irgendwelche Einschränkungen. Doch jede freie Vereinigung (einschließlich der Partei) ist ebenfalls frei, Mitglieder auszuschließen, die den Namen der Partei zum Propagieren von Anti-Parteiauffassungen benutzen [...]. Die Partei ist ein freiwilliges Bündnis, das unweigerlich zerfallen würde, zunächst ideell und anschließend auch materiell, wenn es sich nicht von Mitgliedern säuberte, die Anti-Parteiauffassungen propagieren.“ Man muss keinerlei Kenntnis der Praxis des kommunistischen Parteilebens haben, um beim Lesen dieses in den Handbüchern häufig angeführten Leninzitats nicht zu spüren, woher der Wind hier weht. Interessant sind natürlich vor allem die *antipartijnnye vzgljady*, im deutschen Parteijargon oft übersetzt mit „parteifeindlichen Auffassungen“. In einem rationalen Umfeld würde schließlich niemand auf die Idee kommen, Mitglied einer Partei zu sein, gegen die er

opponiert, so dass das Hegen von Anti-Parteiauffassungen schwer vorstellbar ist. In kommunistischen Parteien jedoch ist eine verworfene Meinung eine verwerfliche Meinung, eine schädliche, gegen die Partei gerichtete Meinung, und der, der diese Meinung äußert, wird hinausgestoßen in die finsterste Finsternis.

Jedes Mitglied einer kommunistischen Parteiführung läuft Gefahr, zum Opfer einer Mehrheit zu werden, die es der „Parteifeindlichkeit“, des Verrats, und so weiter bezichtigt und es zum Schweigen bringt, so dass schließlich *ein* Mann als Diktator übrig bleibt – was auch in so mancher kommunistischen Partei der Fall gewesen ist und noch immer ist.

Man könnte diesen Stand der Dinge ein wenig mit dem *Reglement betreffende de Krijgstucht*, der niederländischen militärischen Disziplinar- und Zuchtordnung, vergleichen, die einem bestraften Soldaten in Artikel 31 eine weitreichende Möglichkeit einräumt, sich zu beschweren, ihm in Artikel 30 diese Möglichkeit jedoch im Wesentlichen wieder nimmt, da der Artikel eine Bestimmung enthält, wonach eine unberechtigte Beschwerde strafbar ist. So darf das Mitglied einer kommunistischen Partei ruhig sagen, was es will, solange es nur nichts „Parteifeindliches“ ist – und die Parteiführung entscheidet, was man darunter versteht. (Hier ist der Rekrut besser bedient, denn ob seine Beschwerde berechtigt ist oder nicht, wird nicht von demjenigen entschieden, über den er sich beschwert hat.)

Übrigens ist die Möglichkeit, frei und offen zu reden, durch diese Bestimmung nicht *ganz und gar* ausgeschlossen: So wie der Soldat trotz der Bestimmung Beschwerde einlegen kann, kann ein Kommunist *trotzdem* auf einem Kongress vorschlagen, den Parteivorsitzenden abzusetzen. Und so, wie es theoretisch möglich ist, dass der Soldat Recht bekommt, ist es auch theoretisch möglich, dass die Initiative dieses einen Mannes – der darüber im Vorhinein mit niemandem offen hat sprechen können – zum Rücktritt des Parteivorsitzenden führt.

Das ist ein großer und wichtiger Unterschied etwa zum Führerprinzip der Nazis. Dort hatte *satzungsgemäß* außer dem Führer niemand etwas zu sagen, hier hat *satzungsgemäß* jeder alles zu sagen, sieht man einmal davon ab, dass er die Beschlüsse der Mehrheit zu respektieren und der Führung, die er selbst gewählt hat, Gehorsam zu leisten hat.

Dem oben skizzierten „demokratischen Zentralismus“ fehlen übrigens wiederum die Vorteile einer offenen Diktatur wie beim Nazismus, Faschismus oder Absolutismus und die hierarchischen Verhältnisse überall dort, wo niedrigere Instanzen den höheren gehorchen müssen, ohne – zumindest innerhalb der Hierarchie – die höheren Organe kontrollieren zu können. Der absolute Monarch, der Diktator, der Kapitän eines Schiffs, der militärische Befehlshaber kann seine Untergebenen ziemlich viel Meinungsfreiheit erlauben, da schließlich der zu fassende Beschluss von ihm und nicht von den Untergebenen gefasst

werden muss. Der kommunistische Führer kann seine „Offiziere“ nicht zu einem Kriegsrat zusammenrufen, denn eine Mehrheitsmeinung in diesem Kriegsrat ist für den Kommandanten bindend.

Die Folge dessen ist, dass eine kommunistische Führung oft nicht oder nur schlecht über die Meinung des Fußvolks informiert ist. Zwar verfügt sie über allerlei Möglichkeiten, diese Meinung zu formen, sie vorzuschreiben oder sie zu erzwingen, aber sie hat – außer auf dem Wege polizeilicher Spionage – keine regulären öffentlichen Mittel, um dahinterzukommen, was die normalen Mitglieder denken. Diese Mitglieder haben schließlich gelernt, nur das zu sagen, was die Führung ihnen vorgeschrieben hat.

Eine zweite Folge besteht darin, dass das Fußvolk sehr wenig Einfluss auf die Führung hat. Das ist bei anderen Diktaturen wohl möglich. Er, der ausschließlich seinem Chef gegenüber zu Gehorsam verpflichtet ist und an dessen Beschlussfassung keinerlei Mitsprache hat, kann dennoch häufig durch das mehr oder weniger nachdrückliche Äußern seiner Meinung den Beschluss dieses Chefs beeinflussen.

Eine dritte Folge dieses Sachverhalts ergibt sich für die Führung aus der Notwendigkeit, die Meinung der Mitglieder zu manipulieren, sie vorzuschreiben und zu organisieren. In einem „normalen“ Verein gibt es eine mehr oder weniger automatische Übereinstimmung zwischen Führung und Mitglieder, denn wenn die Führung den Mitgliedern nicht gefällt, wählen diese eine neue Führung. Eine Führung, die weiß, was sich gehört, tritt daher auch beim geringsten Anzeichen allgemeiner Unzufriedenheit zurück: Eine Regierung tritt zurück, wenn sie in einer bestimmten Angelegenheit das Parlament gegen sich hat. Die Führung wird sich, wenn sie gern im Amt bleiben möchte, bemühen, die Mehrheit günstig zu stimmen, doch wenn diese Mehrheit nicht gefunden wird, lässt sich nichts machen. Die kommunistische Führung verhindert jedoch die Entstehung einer gegen sie gerichteten Mehrheit, indem sie deren Kritik als „partei-feindlich“ unterdrückt und zugleich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, eine eigene Mehrheit aufzubauen und aufrechtzuerhalten. An die Stelle der faktisch fehlenden Diskussionsfreiheit wird eine künstliche gesetzt: Man veranstaltet Diskussionen in der Partei, in denen man einen kleinen Spielraum für Meinungsunterschiede offen hält, über die man debattieren lässt. Man organisiert Amendements zu Vorschlägen der Parteileitung, die, wie auch die Vorschläge selbst, einstimmig angenommen werden. Wenn eine neue Führung gewählt werden muss, sorgt man dafür, dass die von der Führung gewünschten Kandidaten von einem gewöhnlichen, am liebsten allseits geachteten Mitglied mehr oder weniger spontan vorgeschlagen werden. Wenn die amtierende Führung eines ihrer Mitglieder durch ein anderes ersetzen will, gibt sie diesem

Führungsmitglied den Auftrag, seine Kandidatur zurückzuziehen – unter Berufung auf den demokratischen Zentralismus. Und damit hat sie nicht einmal ganz Unrecht, denn steht nicht geschrieben, dass die niedrigeren Organe den höheren zu gehorchen haben?

So entsteht das paradoxe und für Außenstehende verwirrende Bild, das, sagen wir mal die UdSSR im Jahr 1936 bot: mit einem immer stärker werdenden Terror, Prozessen und Massenerschießungen, großer Angst bei allen, vor allem bei den Kommunisten, einer Todesangst, irgendetwas zu sagen, das den Autoritäten nicht genehm sein könnte, und zugleich eine riesige, massive Diskussion über die neue Verfassung in Tausenden von Versammlungen über das ganze Land verteilt, in allen Schichten der Sowjetbevölkerung und bei allen Presseorganen. Mehr noch: ein fortwährendes massives, Tag und Nacht und überall im Land, in den Schulen, auf Parteiversammlungen, in Bibliotheken, Fabriken und an den Universitäten gefordertes Bejubeln der Verhaftungen und der Massenerschießungen, wobei jeder der Redner und Jubilierer von der Angst verzehrt wurde, morgen vielleicht selbst an der Reihe zu sein. In diese Rubrik gehört auch das paradoxe Bild der Wahlen in einem kommunistischen Land, für die enorm Propaganda gemacht wird, obwohl dem Wähler nur ein einziger Kandidat zur Auswahl steht, Wahlen, bei denen die Beamten im Wahllokal Wähler, die möglicherweise gegen diesen Kandidaten stimmen, leicht daran erkennen können, dass sie die Wahlkabine benutzen: Wer *für* den Kandidaten stimmt, braucht nur seinen Stimmzettel in die Urne zu stecken.

Umgekehrt wird man weder Kosten noch Mühen scheuen, einem vom Staat gefassten Beschluss einen begeisterten Empfang durch die Bevölkerung zuteilwerden zu lassen – bei der Einführung der Todesstrafe oder deren Abschaffung, bei der Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs oder dessen Verbot sorgt man dafür, dass nicht nur die Parteigenossen, sondern die gesamte Bevölkerung ihre Zufriedenheit mit der zu ergreifenden Maßnahme laut zum Ausdruck bringt.

Das alles bringt es mit sich mit, dass eine vollkommen künstliche Vorstellung darüber entsteht, was das Fußvolk eigentlich denkt. Für die Führung hat dies eine positive Seite, sofern es ihr möglich ist, eine Menschenmenge zu beeinflussen, indem sie bestimmte Gesinnungen bei ihr *voraussetzt* und sie zwingt, diese zu äußern. Ein Vorteil für den Staat ist es auch, dass der einfache Bürger seine eigene Meinung nur über die vom Staat getätigten Äußerungen der öffentlichen Meinung erfahren kann. Andererseits kann sich diese Vorstellung, die kaum oder gar nicht von der Wirklichkeit kontrolliert wird, erheblich von dieser Wirklichkeit unterscheiden. Die Lücke, die so entsteht, ist umso gefährlicher, da sie nicht registriert, geschweige denn bekanntgemacht wird. Das wiederum führt dazu, dass eine

kommunistische Führung von starkem Misstrauen gegen die eigenen Anhänger erfüllt ist und sie so wenig wie möglich sich selbst überlassen möchte.

Hier möge en passant hinzugefügt werden, dass die schwierige Position des kommunistischen Diktators, der seine Offiziere nicht nach ihrer wirklichen Meinung fragen kann, da diese Meinung formal bindend für ihn ist, eine hübsche Parallele in dem kommunistischen Denker findet, der äußerst vorsichtig sein muss, wenn er sein eigenes Denken zu Rate zieht, weil die rationale Schlussfolgerung seines Denkens formal für ihn bindend ist. Denn so, wie die kommunistische Partei tatsächlich eine Diktatur, aber offiziell eine Demokratie ist, so ist die kommunistische Lehre tatsächlich ein Dogma, aber offiziell eine auf rationale Schlussfolgerungen aus wissenschaftlichen Beobachtungen beruhende Theorie. Das unterscheidet – darauf weist Blakeley in seinem Buch *Soviet Scholasticism* hin – den kommunistischen Denker vom mittelalterlichen Scholastiker, der sehr weit darin gehen konnte, Erfahrung und Vernunft zu folgen, da er bei einem Konflikt zwischen Vernunft und Glauben automatisch durch den Glauben korrigiert wurde.